

mischung statt von Konstruktionswechsel gesprochen; dass das Mhd. diesen liebe, trifft nur für den besonderen Fall zu. 127, 24: *erbolgen* ist nicht Part. zu *erbelgen*, sondern zu *sich erbelgen*. 129, 10 *durch das* heisst nicht „weswegen“, sondern „weil“. 131, 22 *klagete den hunger san*: „der bestimmte Artikel ist generell“: mir unverständlich. 133, 25 *warn mir doch ze nahen*: „als dass ich sie nicht genau unterschieden hätte“! 136, 24: *here* soll als prädikatives Adjektiv schwach flektiert sein; das gibt es aber nicht. 143, 25 *hüeten* soll substantivischer Infinitiv sein.

Sonderbar, dass 119, 30 alle Herausgeber schreiben: *daz licht gevar*; es muss natürlich *daz lichtgevar* heissen.

Giessen.

O. Behaghel.

Nicaeus Ancumanus, Bernhardus: Rosarium, dat is Rosen-Garden. Lateinische Epigramme John Owens in niederdeutscher Uebersetzung (1638) herausgeg. von Axel Lindqvist. Norden und Leipzig, Hnr. Soltau. 1926. (= Drucke des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 7.) XXXVII, 168 S. 8°.

Owens Sinngedichte haben für uns an Wichtigkeit gewonnen, seit Urban und Hempel zeigen konnten, wie wesentlich sie für das Verständnis Logaus sind, siehe Lit.-Bl. 41, 4. Von Logau geht auch der Lunder Gelehrte aus, der den sauberen Neudruck des „Rosen-Gardens“ vorlegt, in dem der Pfarrer von Tergast bei Emden, Bernhard Nicaeus aus Ankum, 624 von den 1653 Epigrammen des Engländers in ostfriesisches Niederdeutsch überträgt. Sein Vater Jodocus war Hofmeister bei Sir Gilbert Talbot, dem siebenten Earl of Shrewsbury, gewesen und hatte ihn 1570 auf die Bildungsreise nach Padua begleitet. Nachmals, etwa 1605—10, liess Shrewsbury den Sohn seines *praeceptor et tutor* in Cambridge studieren und öffnete ihm damit das Verständnis für englische Literatur und die Kenntnis englischer Verhältnisse, die ihn zu seinem Erstlingswerk von 1638 befähigten. Von der neuen Richtung in der deutschen Poesie seiner Tage ist der Uebersetzer nicht berührt; von seinen Vorsätzen, knapp und treu zu verfahren, ist ihm die Treue besser gelungen als die Knappheit. Stilistisch wenig erfinderisch, erfreut er doch durch manchen guten Ausdruck und manches eigene Bild. In das 131. Epigramm klingt der grosse Krieg hinein:

Der Minschen Krieg lath ick anstahn,
Den süht, hört, spört fast jederman.

Der Sohn der Wasserkante giesst Owens blassen Ausdruck „*succedunt summis optima saepe malis*“ frei und frisch in das Bild:

Wenn de See allermeist verbolgen
So plecht erst recht gudt Weder folgen.

Mehrfach kommt der Seelsorger zu Wort; der Kenner Englands weiss die Owenschen Anspielungen deutlich zu machen. Die Uebersetzung verdiente, obwohl künstlerisch nicht hochstehend, als eines der letzten Denkmäler niederdeutscher Dichtung vor Lauremberg, einen Neudruck, zumal sie sich nur in einem einzigen Abzug (auf der Landesbibliothek in Kassel) erhalten hat.

Giessen.

Alfred Götze.

Heep, Martha, Die Colloquia familiaria des Erasmus und Lucian. Halle, Niemeyer. 1927. (= *Hermæa* 18.) VIII, 74 S. 8°. M. 3.50.

Allens *Opus epistolarum Erasmi* ist mit seinem fünften Band (Oxford 1924) bis zum Jahr 1524 gelangt. Damit ist es möglich und also an der Zeit, dass die Erasmus-Forschung dem grossen Humanisten allseitig gerecht zu werden suche, nachdem sie allzulange nur sein Verhältnis zur Reformation umkreist hat. Die Verfasserin rückt in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung die Schülergespräche, in die Erasmus mehr persönliches Empfinden hat einströmen lassen, als in jedes andere seiner Werke, ja die in jahrzehntelangem Entstehen geradezu das Sprachrohr seines innersten Wesens geworden sind. Alois Bömer hat 1897 die lateinischen Schülergespräche der Humanisten mustergültig dargestellt und damit auch die *Colloquia familiaria* in den Zusammenhang gerückt, in den sie gehören. Nicht nur belehren, auch erziehen wollen sie ihre jungen Leser: mit gutem Latein sollen die Schüler kluge Gedanken, Sitte und Lebensart aufnehmen. Aus der Sammlung von Formeln und Phrasen erwächst eine Reihe zusammenhängender Gespräche, ein Spiegel der Welt und des Lebens, dem Erasmus mit sichtlicher Freude immer neue Bilder einfügt, bis 1526 die Gestalt erreicht ist, die ihn endgültig befriedigt. Klassisches Vorbild war dem Humanisten dabei Lukian, der dem sokratischen Dialog durch geschickte Verbindung mit der Komödie neues Leben eingehaucht und ihn damit über die Stürme der Zeit hinübergerettet hatte. Früh zum Gemeingut der Humanisten geworden, nahm der Dialog bei Erasmus alle Kritik und Satire auf, die der Vorsichtige nicht als eigene Meinung ausgehen lassen mochte. Gelernt hat er dabei von dem Kleinasiaten, wie man die Waffen des Spottes und der sittlichen Beschuldigung schärft und kunstgerecht führt. Aber „lukianisch“ im herkömmlichen Sinn sind die Schülergespräche des Erasmus nicht, das zeigt die Verfasserin in durchaus überzeugender Beweisführung. Erasmus hatte der Welt Besseres zu geben als Lukian: an Ursprünglichkeit der Erfindung und folgerechter Anerkennung der sittlichen Grundsätze steht er hoch über jenem. Damit wächst die Achtung vor dem Schriftsteller Erasmus, der, über die Formelhaftigkeit und Abhängigkeit seiner humanistischen Vorgänger und Nachfolger weit erhaben, höchste geistige Werte hütet, stets in die Weite blickt und seiner Zeit voraneilt.

Giessen.

Alfred Götze.

Aus der Frühzeit der deutschen Aufklärung. Christian Thomasius und Christian Weise. Weimar u. Leipzig, Böhlau; Wien und Leipzig, Oesterreichischer Bundesverlag. 1928. 348 S. 8°. [Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen, hrsg. von H. Kindermann. Reihe Aufklärung Bd. 1.]

Der vorliegende Band ist der erste von etwa 300 Bänden, in denen H. Kindermann eine „Sammlung literarischer Kunst- und Literaturdenkmäler“ (! hoffentlich hat das nicht Kindermann selbst geschrieben) veranstalten und den Gesamtbesitz deutscher Dichtung uns darbieten will. Also äusserlich betrachtet: ein neuer Kürschner. Aber das neue Unternehmen steht in scharfem Gegensatz zu dem alten. „Die üblichen Klassikerausgaben eröffnen die Perspektive der Einzelpersönlichkeit“; was das ist, weiss ich nicht recht. Auf deutsch: der alte Kürschner wollte uns das Bild der einzelnen Dichterpersönlichkeit gewinnen

lassen, fasste deren Werke als eine Einheit zusammen. Hier tritt der Einzelne zurück vor den Richtungen, vor der Stufe der Entwicklung. An die Stelle der Geistergeschichte ist die Geistesgeschichte getreten. Das hat z. B. zur Folge, dass in den 25 Bänden der Reihe Aufklärung Lessing an verschiedenen Stellen, in sieben verschiedenen Bänden, unter sieben verschiedenen Ueberschriften erscheint.

Der Plan ist ohne Zweifel geistvoll ersonnen, und er musste wohl einmal ausgeführt werden: die neuen Standpunkte der Literaturforschung mussten einmal auch in einem solchen Unternehmen ihren Ausdruck finden. Wir bewundern den Mut der Verleger und wünschen ihnen reichen Erfolg. Wir erhalten auf diesem Wege vielfach Kenntnis von literarischen Leistungen, die sonst nur der Fachmann kannte, die eben erst durch die Verknüpfung mit Richtungen und Schulen erheblich an Bedeutung gewinnen.

Der vorliegende erste Band enthält Schriften von Christian Thomasius und Christian Weise; er ist von Fritz Brüggmann geschickt, aber in nicht immer einwandfreiem Stil eingeleitet. (S. 9: „die Gedanken entfalten sich um so wirkungsvoller, als sie von dem unreifen Radikalismus der Jugend ihrer selbst und ihres Vertreters nicht mehr gestört werden.“)

Ein ganz allgemeines Bedenken kann ich nicht unterdrücken. Witkowski hat vor einiger Zeit mit Nachdruck die Forderung aufgestellt, dass unsere Ausgaben nicht bloss herausgegeben, sondern auch erklären sollten. Das ist in weiterem Umfang von der neuen Sammlung nicht zu verlangen. Aber das einfache Wortverständnis sollte doch ermöglicht werden. Wer ausser den Benützern des DW. und vielleicht einigen Sachsen weiss denn, was eine „Pechmeste“ ist? (163, 24). Auch der „arme Donner“ dürfte sich keiner weitgehenden Bekanntheit erfreuen.

Giessen.

O. Behaghel.

G. C. I. Schuchard, Studien zur Verskunst des jungen Klopstock. (= Tübinger Germanistische Arbeiten hrsg. von Hermann Schneider. Zweiter Band.) Stuttgart 1927, W. Kohlhammer. VIII, 99 S. 8°. M. 4,50.

Klopstock, die bedeutendste und interessanteste Gestalt der Vor-Goethezeit, ist für uns mit Problemen behaftet, deren Lösung heute mehr denn je zu locken scheint. Während eine ältere Literaturgeschichtschreibung die eigentümliche Formbehandlung, die diesen Odendichter kennzeichnet, mit Hinweisen auf Forderungen zeitgenössischer Aesthetik mehr feststellte als erklärte, sucht die neuere Forschung nach dem Sinn dieser Erscheinung. Seit Viëtors Darstellung in seiner „Geschichte der deutschen Ode“ (1923) weiss man, dass Klopstock die antiken Odenformen wegen der Bewegung und Spannung, die ihre verschiedenen Strukturen verkörpern können, liebte, und dass sie für diesen Dichter das Mittel waren, seine Gefühlserschütterungen wiederzugeben. Dazu ist die Erkenntnis im Werden, die es ermöglicht, das gesamte Werk Klopstocks als das Erzeugnis eines einmaligen und geradlinigen Willens anzusehen, Umkreis und Gewalt dessen, was ein dogmengläubiger Christ aus der Mitte des 18. Jahrhunderts als „erhaben“ erlebte, zum letzten Male in poetischer Sprache zur Darstellung zu bringen. Friedrich Gundolf wies in seiner Rede über Klopstock (Heidelberg 1924) auf diese Grundzusammenhänge im Schaffen Klopstocks hin

und schuf damit das Fundament einer künftigen geistesgeschichtlichen Biographie.

Unter diesem weiteren Blickwinkel wird man es begrüßen, wenn die vorliegende Arbeit den Beweis zu erbringen sucht, dass die Entwicklung Klopstocks vom Nachahmer Horazischer Odenformen zum Dichter freier Rhythmen in organischer Weise verläuft, und also eine bestimmte souveräne Haltung Klopstocks den Vorschriften des Metrums gegenüber, die in den freien Rhythmen zu völliger Herrschaft gelangt, bereits in den gebundenen antikisierenden Oden der Jugendperiode durchschimmert. Aus folgenden Gründen hält Sch. die freischöpferische Behandlung des Versmasses durch den jungen Klopstock für erwiesen: auf Grund sorgfältigsten Variantenstudiums der verschiedenen Ausgaben des *Messias* und darin entdeckter Aehnlichkeiten mit der Sprachbehandlung in den Jugendoden, — und der Heranziehung von Dichtungen und Urteilen einiger Zeitgenossen, die eine ähnliche Einstellung zu diesem Punkte erkennen lassen (Gottsched, Breitinger, die Bremer Beiträger). Das Beharren auf natürlicher Wortbetonung bei der Umarbeitung des Prosa-Messias in Hexameter und das bereits hierbei entstehende individuelle Versmass (wir haben fünf- bis sieben-taktige Versfüllung und starke Anwendung nicht zum Hexameter gehöriger Versfüsse) macht Sch. an Hand von Beispielen sehr glaubhaft; weniger unmittelbar überzeugend wirkt der Nachweis — zu dem Sch. mit Benutzung der Heuslerschen Methode einzelne Takte nach ihrer rhythmisch-melodischen Sprachfüllung zu untersuchen gelangt —, dass sich Klopstock auch in seinen Horazischen Versmassen willentlich keine Versetzung des natürlichen Worttones erlaubt habe. Gegen diese Behauptung scheinen mir zu gewichtige Aeusserungen aus den späteren theoretischen Schriften Klopstocks zu sprechen. Das Epigramm „Das Entscheidende“, worin sich Klopstock angeblich für die natürliche Sprachbetonung erklärt, scheint mir nicht richtig interpretiert zu sein, denn Klopstock verlangt beim Hersagen seiner Oden starkes Betonen der vom Metrum bestimmten langen Silben, die sich auf Grund seiner falschen Theorie bei ihm nicht immer mit den hebungsfähigen deutschen Silben decken.

Sch. stellt weiterhin die These auf, dass Klopstock in einer bestimmten kritischen Lebensperiode an seiner freischöpferischen Versbehandlung irre ward und als Folge davon die theoretische Begründung des gekünstelten Stiles seiner zweiten Lebenshälfte erfand. Es wird die Aufgabe der versprochenen weiteren Untersuchungen des Verfassers sein, die Problematik der Odendichtung Klopstocks in ihrer Gesamtheit auf diese Lebenskrise zu begründen, wenn anders er mit den Ergebnissen der vorliegenden Arbeit recht behalten will. Eine restlose Lösung dieser schwierigen Aufgabe konnte ja auch im Rahmen dieser „Studien“ nicht beabsichtigt sein.

Leipzig.

Willi Koch.

Wilhelm Böhm, Hölderlin. Erster Band. Max Niemeyer Verlag, Halle a. d. Saale 1928. VIII u. 502 S. Geh. RM. 16,—, geb. RM. 18,50.

Wer die reiche Entwicklung bedenkt, die die Hölderlin-Forschung in den letzten zwei Jahrzehnten erfahren hat, der wird sich leicht eine Vorstellung davon machen, welche Erwartungen die Ankündigung der vorliegenden grossen Gesamtdarstellung bei so manchem Verehrer des Dichters ausgelöst hatte. Gerade Böhm, der an dieser Entwicklung tatkräftig